

# UMSCHAU

## Im Spannungsfeld von Erwartung und Kompetenz

### Erwartungen und Enttäuschungen neuer kirchlicher Mitarbeiter

Die Mitarbeiterszenarie der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland wird neuerdings „mit“-bestimmt von Gemeindeferentinnen/referenten, Pastoralreferentinnen/referenten. (In den Jahren der Berufseinführung bis zur zweiten Dienstprüfung nennt man sie „Assistenten“.) Sie haben ein anspruchsvolles Ausbildungsprogramm an Fachhochschulen und Universitäten absolviert und erwarten sich danach in einer Diözese, von der sie in einen Bewerberkreis aufgenommen wurden, verantwortliche Mitarbeit in einem kirchlichen Arbeitsbereich. Ihre Zahl ist bis vor kurzem konstant gestiegen. Seit einiger Zeit stagniert sie, sei es, weil einige Diözesen die Einstellung stoppten, oder weil das Interesse an dieser Tätigkeit zurückging.

Wie geht es den Gemeinde- und Pastoralreferenten (im folgenden werden sie in dieser verkürzten Form benannt) in der kirchlichen Mitarbeit? Man hört Unterschiedliches. Die einen sagen, es gehe ganz gut; andere sagen: „Schlimmer als ihr meint.“ Nach der letzten Deutschlandkonferenz mit Bischof Eder von Passau berichtete einer von einer „ausgesprochen depressiven Stimmung“. Besonders Wellen schlug der Entzug der Homilie-Erlaubnis. Wie nichts anderes der letzten Jahre erweckte er Fragen um Identität und Zukunft. Stimmungsmäßig brachte er einen Bruch.

In der Theologischen Fortbildung in Freising, die im Auftrag der Bayerischen Bischofskonferenz arbeitet, kommen wahrscheinlich mehr als in irgendeiner anderen deutschen Einrichtung Priester, Diakone und Laienmitarbeiter der Kirche an einen „Tisch der Arbeit“ und des Diakons. Was die Mitarbeiter mit und ohne Amt im kirchlichen Dienst bewegt, bedrängt und irritiert, kommt zum Ausdruck und zum Austausch.

In den letzten Jahren wurde jeweils der Jah-

resbericht zum Anlaß genommen, über ein pastorales Spannungsfeld „rund um die Pfarrer“ zu berichten. Es ging um die Spannungen zwischen Ortspfarrern und Diözesanleitung, um die neuere Spannung zwischen Pfarrer und Basis. Nun stieß man, gar nicht überrascht, auf das Spannungsfeld „hauptamtliche Laien im pastoralen Dienst einer Pfarrei“. Davon soll hier berichtet werden. Die Aussagen beruhen auf Beobachtungen in Freising und auf zusätzlichen Auskünften durch eine Umfrage, die in sechs Diözesen gemacht wurde. Sie war nicht soziographisch ambitioniert. Die hier zusammengefaßten Antworten sollen als „Abhören der Wirklichkeit“ verstanden werden. Man kann sie nicht auf die statistische Waagschale legen. Sie brauchen noch Differenzierungen nach Diözesen, Alter, Geschlecht, Rolle.

Viele Äußerungen spiegeln Unmut, Verdrossenheit bis Resignation. Gewiß liest und hört man auch Zustimmung, ungebrochene Identifikation und Begeisterung. Es lag sicherlich an den Fragestellungen, daß die Zustimmung nicht so zum Ausdruck kam wie die Klage. Aber das ändert nichts daran, daß sehr viele und teils massive Beschwerden kamen.

Die Gemeinde- und Pastoralreferenten fühlen sich überwiegend, wenn man das auf einen saloppen Nenner bringen will, „nicht wohl in der Haut“. Nicht als ob sie überzogene Rollenerwartungen hätten und, à la moderne verweicht, ständig Streicheleinheiten brauchten. Sie äußern überzeugend realistisches Berufsverständnis und begehren nicht Mitleid.

Sie sehen sich als „Ewigkeitskapläne ohne Weihe und Amt“, als ständige zweite Garnitur. Sie haben rollentypische Spannungen durchzuhalten. Als Theologen mit Diplom oder mit anspruchsvoller Fachhochschulbildung sind sie hochqualifiziert, häufig durch Zusatzstudium

spezialisiert und durch ihre Lebenserfahrung als Laien (mit Familie) zusätzlich mit Erfahrungen für die Pastoral ausgerüstet. Grund zum Selbstbewußtsein und für Erwartungen nach Kompetenz. Irgendwie haben sie den Pfarrern und Kaplänen gegenüber sogar die „Nase vorn“. In der beruflichen Entwicklung aber treten sie auf der Stelle.

Wer ins Kloster geht, hat wegen des Armutsgeübdes von vornherein bestimmte Werdeerwartungen nicht und richtet seine Lebenshoffnungen nicht auf eine berufliche Stufenleiter. Priester werden Kapläne, sehr schnell Pfarrer und sind in der glücklichen Lage, „eigene Herren“ zu sein. Man sollte das nicht unterschätzen, auch wenn Pfarrherr-Sein nicht immer erfüllend und befreiend ist.

Das Berufskreuz vieler Gemeinde- und Pastoralreferenten ist die bleibende Nachordnung. Für viele ist der Weg in überpfarrliche Funktionen mit relativer Selbständigkeit (und einem weiter entfernten Chef als in der Pfarrei) wünschenswert. Zahlreiche Gespräche drehen sich deshalb um zwei damit zusammenhängende Vorgänge: Einmal die Funktion der gemeindlichen Bezugsperson oder des „relativen“ Gemeindeleiters. Nicht alle, aber zahlreiche Mitarbeiter sehen darin einen Weg zur eigenen Verantwortung mit umgrenzbarer Kompetenz. Zum anderen geht es um die Letztverantwortung des Pfarrer-Chefs. Ihre Interpretation und praktische Anwendung ist eine der fundamentalen Spannungen in der Kooperation.

Die Gemeinde- und Pastoralreferenten haben hohe Erwartungen an ihren geistlichen Beruf. Sie träumen – völlig zu Recht – davon, daß in ihrem Arbeitsbereich die „Grundregeln pneumatischer Kommunikation“ (Gemeinsame Synode) herrschen. Die Wirklichkeitserfahrung trifft, jedenfalls die Jüngeren, um so ernüchternder, weil sie nicht, wie schon längerdienende Pfarrer, vom Leben zurechtgeschliffen und auf die Alltagswelt des Berufslebens eingestellt sind. Wenn überhaupt ein allgemeines Desiderat aller hörbar ist, dann dies: Die kirchliche Arbeitswelt möge eine Beziehungswelt in der Art des Pneuma sein.

Die Gemeinde- und Pastoralreferenten stehen im engsten kirchlichen Dienst, gelten jedoch als

Laien. Weil aber „Laie“ im breiten Verständnis ein Defizitbegriff und nicht ein Würdebegriff ist, nivelliert sie dieses Rollenverständnis zu Dilettanten. Die Pfarrbevölkerung teilt die Unsicherheit, wohin nun diese Menschen gehören. Sie fangen aber nach einiger Zeit an, sie zu „verantwortlichen“ und zu „vergeistlichen“. Diese wollen aber meistens nicht geistliche Amtsträger durch Weihe werden. Sie verlangen nicht den Diakonat. Nur in Ausnahmefällen liest man diesen Wunsch. Sie möchten Laien bleiben, allerdings im hochwertigen und nicht im minderwertig kirchenrechtlichen Sinn.

Sperrig gegenüber einer besseren Rollenentwicklung ist nicht nur die Theologie des Amtes, mit der ungenügenden Dichotomie Laien – Geweihte. Sperrig sind auch die Berufsbezeichnungen, die bei den Leuten ähnliche Gefühle der Verwunderung hervorrufen wie die bürokratische Nomenklatur in Telefonverzeichnissen der Ordinariate. Was könnte man statt Assistent und Referent Besseres sagen? Die Betroffenen äußern nur Unbehagen, wissen aber auch nichts Günstigeres.

Viele mündliche und schriftliche Äußerungen deuten einen krisenhaften Zustand an: „Irgendwie fühlen wir uns als Lückenbüßer. Wenn es wieder einmal genügend Priester gibt, wird man uns entbehren und dort verwenden, wo man keine Priester braucht.“ Manche sprechen von der Alibifunktion ihres Berufsstands. Darin signalisieren sie ihr härtestes Problem: Sorge und Vermutung, nicht ganz ernst genommen zu werden und im Dienstgefüge der Kirche letztlich standortlos zu sein.

Es gibt also angesichts des neuartigen Dreiersystems in der örtlichen Pastoral „Amt – Dienste – Laien“ noch viel Theologisches aufzuarbeiten. Wichtiger ist die Integration der Dienste in die Mitarbeit der Kirche, und noch wichtiger das Bemühen um partnerschaftliche Zusammenarbeit in der Pfarrei.

Wenn von der beruflichen Situation der Laienmitarbeiter geredet wird, stellt man immer auch die Frage: Wie steht es um deren Spiritualität? Priester werden darin einigermaßen gerüstet. Die Gemeinde- und Pastoralreferenten haben dazu keine einheitliche Meinung. Fast alle sehen zwar die Bedeutung einer gediegenen Spi-

ritualität für ihr berufliches Leben ein, erkennen aber keine spezifische Eigenart dieser Spiritualität. Gelegentlich wird notiert, die Fachhochschule habe darauf zuwenig Gewicht gelegt. Einzelne sagen: „Was wir brauchen, ist eine familienorientierte Mitarbeiterspiritualität. Wir sind verheiratet und haben die Chance, aus unserer geistlichen Familienerfahrung das mitzuteilen, was zölibatäre Priester nicht zur Verfügung haben.“

Wie aber dazu kommen? Das ist noch eine offene Frage. Im großen und ganzen wird ein Defizit an Spiritualität festgestellt. Ein Weg zur Spiritualität wäre die geistliche Mitarbeitergemeinschaft in der Pfarrei – aber genau daran fehlt es am meisten. Ordensleute, wird gelegentlich vermerkt, tun sich leichter, weil sie in der Ordensgemeinschaft Rückhalt haben. Die anderen sagen mehrheitlich: Spiritualität – das muß man sich selber und allein besorgen.

Es ist kein Wunder: Wenn nach verbreiteter Version das Presbyterium in Dekanat und Diözese eigentlicher Kern und Träger der Seelsorge ist, haben die anderen keinen authentischen Ort. Irgendwie bleiben sie bei solchem Presbyterialismus letztlich doch Außenseiter, „uneigentliche“ Seelsorger.

Pastoralreferenten und Gemeindeferenten erleben und bedauern, daß sie in der presbyterialen Kommunität des Dekanats nicht, schlecht oder ungenügend integriert sind. Die Äußerungen dazu sind sehr kritisch. Nur wenige konstatieren Akzeptierung durch den Dekanatsklerus und gute Kooperation. Die meisten berichten von Fremdheit. Dies und eine Reihe anderer Erfahrungen oder Eindrücke müssen unausweichlich zum Hauptproblem führen: Pfarrer sind schwierige Partner.

Pastoral- und Gemeindeferenten arbeiten eng mit dem Chef „Pfarrer“ zusammen. Der Aussagekern der Umfrage ist die Feststellung: Pfarrer sind schwierige Partner, besser gesagt: Pfarrer sind häufig keine Partner (im ethischen Sinn). Die Gemeinde- und Pastoralreferenten wurden nicht gefragt, wie weit sie für das Mißlingen partnerschaftlicher Zusammenarbeit die Schuld bei sich selber suchen müssen. Einige taten das unaufgefordert. Fast alle stellen ohne eingehende Analyse fest: Es funktioniert nicht;

der Pfarrer ist mißtrauisch; er läßt nicht mit sich reden; er ist schnell beleidigt; unsere Beziehungen sind verkrampft und verklemmt; es kommt zu keinem Gespräch. Viele stellen gleichzeitig den Pfarrern das gute Zeugnis aus, daß sie guten Willens seien. Eines wird von fast allen ange- merkt: Der Pfarrer läßt uns arbeiten.

Es wurde bewußt die Frage gestellt, ob die Pfarrer mit der Arbeitsleistung ihrer Laienmitarbeiter zufrieden seien und wie diese das selber erlebten. Dahinter stand die oft gehörte Vermutung, die geweihten Herren würden rund um die Uhr arbeiten, von Montag früh bis Sonntag abend, und kein Privatleben kennen, während die Laien im kirchlichen Dienst sehr besorgt um Familie und Freizeit seien.

Die Umfrage bestätigt eine gegenteilige Situation: Pastoral- und Gemeindeferenten registrieren hohe Anerkennung seitens der Pfarrer, daß sie „über das Maß“ arbeiten. Einige vermerken die Sorge des Pfarrers, der Mitarbeiter tue zuviel. Insgesamt scheint es auf beiden Seiten in bezug auf die Arbeitsleistung keine Vorbehalte zu geben, es sei denn, daß aus Kreisen der Gemeinde schon einmal gefragt wird, „wo denn die Gemeindeferentin schon wieder sei“. Häufiger liest man eine Mißstimmung, daß der Pfarrer nicht weiß, was man als Mitarbeiter tut, wenig danach fragt und sich nicht genügend dafür interessiert. Es mangelt vielfach an Teamarbeit mit regelmäßigem Gespräch.

Die zentrale Berufsfrage heißt: Wer sind wir eigentlich?, und zwar aus einem dreifachen Grund.

1. Sie sollen sich nicht Seelsorger nennen. An sich ist eine solche Weisung kurios, aber es gibt sie in manchen Diözesen. Warum? Wohl aus Angst um Rollenverwischung. Dabei arbeiten diese Männer und Frauen vorwiegend seelsorglich und legen großen Wert darauf, den Schwerpunkt ihrer Arbeit im engeren Sinn der Seelsorge zu haben.

2. Sie dürfen nicht Gemeinde leiten. Die meisten Diözesen in der Bundesrepublik wünschen nicht, daß Laien Gemeindeleitung (im Sinn einer Zuordnung zum leitenden Priester) ausüben. Was man gemeinhin unter Bezugsperson versteht, wird nicht gewünscht. Die Pastoral- und Gemeindeferenten aber sähen genau darin eine

wichtige und erfüllende Lebensaufgabe: nicht nur in einem Sektor der Pfarrei zu arbeiten (Jugend, Alte etc.), sondern Gemeinde aufzubauen. Sie fragen: Warum sieht man das nicht gern – zumal da wir an Ort und Stelle, besonders in Pfarrverbänden, Tag für Tag erleben, wie notwendig leitende Personen für eine einzelne örtliche Gemeinde wären?

3. Sie dürfen in der Messe nicht predigen. Die Rücknahme einer bisherigen Möglichkeit und bereits gut eingeführten Praxis ist prekär. Die Gemeinde- und Pastoralreferenten fragen zu Recht, ob es dazu einen triftigen Grund gibt. Auch Bischöfe stellen diese Frage. Sie können momentan nicht gegen römische Verbote an. Für die Laienmitarbeiter ist die Sache deshalb keine Bagatelle, weil es um ihr Selbstverständnis, um eine große Aufgabe, die Anwendung ihrer Ausbildung und ihrer Erfahrungen und um ihre berufliche Platzierung geht.

Diese Mitarbeiter in der Pfarrei registrieren eine typische katholische Zwitterhaftigkeit, die

ihren Grund in der Amtstheologie hat: „Wir sind weder Fisch noch Fleisch.“ Damit reagieren sie auf die theologische und bewußtseinsmäßige Unschärfe ihrer Rolle. Dies zu klären, wird Aufgabe künftiger theologischer Präzisierung sein.

In der Umfrage wurden die Gemeinde- und Pastoralreferenten gefragt, was sie sich wünschten, wenn sie etwas ändern könnten. Die meisten sprachen von der Partnerschaft in der örtlichen Zusammenarbeit. Ihre große Sehnsucht und gleichzeitig Not ist Partnerschaft im Team der Gemeinde und mit der Gemeinde. Viele Wünsche gehen in Richtung Gemeindeleitung und Predigt. Der deutlichste betrifft die berufliche Identität: Sie möchten wissen, wer sie sind, daß sie Zukunft haben und daß sie voll anerkannt sind. Und in dieser Hinsicht sagen viele: Die Kommunikation mit den Bischöfen und ihren Leitstellen sollte offener, vorbehaltloser und intensiver sein.

Walter Friedberger

## Das Engelwerk

Niemand anders als der Münchener Kardinal Friedrich Wetter war es, der in der Auseinandersetzung um Geist und Gebaren des Opus Angelorum für Klarheit sorgte: In einem Verwaltungsbefehl zog der Kardinal Ende März diesen Jahres einen Schlußstrich. Wetter untersagte den „Priestern, die der Schutzengelbruderschaft des Engelwerks, der Priestergemeinschaft im Opus Angelorum, dem Orden vom heiligen Kreuz... oder dem Sanitas e.V. angehören und deren Lehren und Ziele vertreten, Exerzitien, Einkehrtage oder ähnliche Veranstaltungen in der Erzdiözese München und Freising zu halten.“ Gleichzeitig erhielten diese Priester Predigtverbot. Bereits auf der Frühjahrskonferenz der deutschen Bischöfe war das Opus Angelorum als Problempunkt auf der Tagesordnung. Aber eine ebenso energische Reaktion wie aus München und Freising kam bisher nur aus Passau. In anderen bundesdeutschen Diözesen steht sie noch aus. Dabei geistern in der Diskussion um das Opus Angelorum so abwertende Begrif-

fe wie „geheimbündlerische Tätigkeit“ und „katholische Freimaurerloge“ herum.

Was will nun dieses umstrittene Engelwerk? Eine Aussage dazu aus seiner eigenen Literatur: „Wir sollen uns die Art und Weise der Engel zu beten, zu denken und zu handeln zu eigen machen, denn der Endkampf im Schöpfungsablauf wird mit geistigen Waffen geführt werden. ‚Die Engel werden die ersten und werden die letzten sein‘ heißt es im Lobpreis der Engel im ersten Engelbuch (des Opus Angelorum). Damit ist in der Barmherzigkeit Gottes schon das Ziel gewiesen, wo wir die Waffen für den geistigen Kampf kommender Tage finden werden: in der Hand der Engel.“ Diese Ausdeutung ist im internen Handbuch des Engelwerks zu finden.

Die *Geschichte* des Opus Angelorum beginnt mit der Gründung im Jahr 1947. Im Mittelpunkt steht von Anfang an die „Betrachtung des Wirkens der Engel“. Herausragende Persönlichkeiten der Gründerzeit sind Msgr. Dr. Walter Waitz, der Vizeoffizial in Innsbruck war, und